

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 13

Artikel: Der Zauberleuchtturm, von Mörike
Autor: Brand, Olga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-538662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer war und woher der fahrende Mann?
Ein Findling weint er an grüner Halde,
sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
sein Vetter der wilde Vogel im Walde.

Was zwischen Halde und Heerweg liegt?
Seiltänzer frag' und den Wärter im Spittel,
Die rote Wirtin im Heidekrug,
Zigeuner und Rosskamm, Köhler und Büttel.

Wer hebt die Hand, wer schleudert den Stein?
wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist, er ist, was du wirst,
wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.

Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sacht,
befiehlt die Seele dem Born der Gnaden,
und eine Träne des Mitleids zollt,
den dunkeln Wallern auf dunkeln Pfaden.

Gossau.

Johann Schöbi.

Der Zauberleuchtturm, von Mörike

Eine Gedichtbehandlung.

Ich behandelte das Gedicht anlässlich einer
Stellvertretung an einer ersten Bezirksschulklasse.

Zuerst stimmte ich die Kinder ein.

„Ihr habt eine ganz wunderbare Heimat, diese
Gegend gefällt mir fast besser als jene, aus der
ich komme . . .“

Miene und Blick zeigen die gewünschte Reak-
tion, freudigen Stolz über das Lob. — Ich stehe
nicht am Pult, sondern bei den Kindern und habe
harmlosen Plauderton angeschlagen.

„Hier hat es sicher auch viele Sagen?“

Eifrige Zustimmung.

„Weiss mir jemand eine zu erzählen? Es in-
teressiert mich . . .“

Mit offensichtlicher Freude melden sich einige
Erzähler.

Es ist wunderbar, dass die Lehrerin sich bei
ihnen erkundigt! — Und noch die folgenden
Tage hindurch werden mir immer wieder Zei-
tungsausschnitte und Sammlungen von Lokal-
sagen gebracht. Einer bringt mir auch einen
Führer durch B. . .

„Bergige Gegenden haben meist viele Sagen.
Welche Gegenden aber — die ganz verschie-
den von den bergigen sind — werden auch
sagenreich sein?“

„Am Meer . . .“, murmelt es in den Bänken.

„Warum wohl? — Was haben Meer und Berge
gemeinsam in bezug auf den Menschen?“

Das Gefährvolle . . . In der Angst sieht man
allerlei Unheimliches. Die Phantasie arbeitet.
Im Meer hat es allerlei seltsame Tiere und Pflan-
zen, welche die Einbildungskraft anregen . . . Es
entstehen Sagen.“

Eine solche Sage erzählt uns Mörike in einem
Gedicht. Es heisst: Der Zauberleuchtturm. —
Ich lese es euch vor.“

Des Zauberers sein Mägdlein sass
in ihrem Saale rund von Glas,
sie spann beim hellen Kerzenschein
und sang so glockenhell darein.

Der Saal, als eine Kugel klar
in Lüften aufgegangen war,
an einem Turm auf Felsenhöf'
bei Nacht hoch ob der wilden See,
und hing in Sturm und Wettergraus
an einem langen Arm hinaus.

Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer,
sah weder Rat noch Rettung mehr,
der Lotse zog die Achsel schief,
der Hauptmann alle Teufel rief,
auch der Matrose wollt verzagen,
o weh, mir armen Schwartenmagen!

Auf einmal scheint ein Licht von fern,
als wie ein heller Morgenstern,
die Mannschaft jauchzet überlaut;
Heidal! jetzt gilt es trockne Haut!
Aus allen Kräften steuert man
jetzt nach dem teuren Licht hinan,
das wächst und wächst und leuchtet fast,
wie einer Zaubersonne Glast,
darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
sich beuget ihr Gesang im Wind,
die Männer stehen wie verückt,
ein jeder nach dem Wunder blickt,
und horcht und staunet unverwandt,
dem Steuermann entsinkt die Hand,
hat keiner acht mehr auf das Schiff.

Das kracht mit eins am Felsenriff,
die Luft zerreisst ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei!
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
noch einmal aus der Tiefe bricht
verhallend Weh aus einem Mund;
da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund.

II. Vorlesen. Gutes, ausdrucksvolles Vorlesen,
eher mit gedämpfter als mit schreiender Stimme.

Die Güte des Vortrags bestimmt die Tiefe des Eindrucks. Ist das Vorlesen mangelhaft, hilft nachher alles Behandeln nichts!

III. Nachlesen lassen. Auf langsames Lesen dringen, mit Pausen, die man fein einzeichnet. Warum? Damit man nicht über die Dinge hinwegliest.

„Stellt euch alles vor, was ihr lest! Dann habt ihr ein kleines Kino im Kopf, das euch jederzeit zur Verfügung steht. — Was für Bilder seht ihr?“

IV. Wiedergabe in Bildern:

- a) die Glaskugel mit dem Mägdlein;
- b) der Sturm;
- c) das Aufleuchten des Lichtes, Hoffnung der Schiffer;
- d) Untergang.

Diese Bilder werden beschrieben, also die Gegenwart gebrauchen! Immer wieder die Gefahr des Erzählens vermeiden! Dies wird beinahe die Hauptarbeit bilden; soweit ich gesehen habe, können die Kinder selbst auf dieser Stufe Beschreibung und Erzählung nicht auseinander halten. Erzählen dürfen sie erst bei der

V. Inhaltsangabe. Und zwar so knapp wie nur möglich.

VI. Sprache. „Wir haben vorhin einzelne Bilder herausgesucht. Es gibt in dem Gedicht aber auch Bilder im engern Sinn, Vergleiche ... Wer sucht sie mir heraus?“

Mit einiger Mühe erhalte ich:

„Als wie ein heller Morgenstern ...“

„Wie einer Zaubersonne Glast ...“

„Sich beugt ihr Gesang im Wind ...“

„Was wollen die beiden ersten Vergleiche zeigen?“

„Die wunderbare Helligkeit des Lichtes.“

„Womit vergleicht er den Gesang, da es heisst: sich beugt ihr Gesang ...?“

„Mit einer Weidengerte“, sagt mir eines, „die sich hin und her beugt im Winde — der Gesang wird leise, der Zweig beugt sich, wird lauter, er schnellt zurück ...“

(Das wunderbare Bild lässt sich begrifflich nicht fassen, deshalb genügt die Andeutung.)

Hierauf lasse ich sie einige Notizen machen nach dem

VII. Plänchen, das an die Tafel geschrieben wird.

1. Warum es am Meer viele Sagen gibt.

2. Was uns Mörike in seinem Gedicht „Der Zauberleuchtturm“ erzählt.

3. Bilder aus dem Gedicht:

- a) Die Glaskugel mit dem Mägdlein.
- b) Der Sturm.
- c) Das aufleuchtende Licht.
- d) Der Untergang.

4. Sprache.

Bei der Durchsicht sehe ich, dass immer noch Beschreibung und Erzählung verwechselt werden. Einzelne leisten im Ausmalen der Bilder Reizendes. — Bei der gemeinsamen Korrektur spüre ich, wie das Gespenst der Langeweile auftauchen will. Schnell, schnell hinaus damit!

„Gedichte sind nicht dazu da, damit man sich in der Schule damit abplagt. Wie liesse sich der ‚Zauberleuchtturm‘ zu eurem Vergnügen verwenden?“

Aha, das war der richtige Knopf! Die Köpfe schnellen in die Höhe, die Finger. —

„Es liesse sich dramatisieren!“

Diese prompte Reaktion war für mich allerdings überraschend. Sie wird in den wenigsten Fällen so mühelos erfolgen.

Vorschläge schiessen wie Pilze hervor:

„Am Anfang unterhalten sich die Schiffer über die Sage. Ein Reisender erkundigt sich danach ... er will es nicht glauben ...“

„Dann sieht man in die Glaskugel, wo das Mägdlein sitzt. Es langweilt sich. Und will ein Schiff sehen. Sie sagt, dass sie es verderben wolle ...“

„Ihren Vater könnte man auch auftreten lassen. Er befiehlt ihr, Schiffe anzulocken ...“

„Vielleicht hat sie Dienerinnen ...“

„Ein Reisender will den ‚Zauberleuchtturm‘ photographieren ...“

„Den Koch muss man auch sehen, beim Sturm ...“

„Am Schluss lobt der Zauberer seine Tochter ...“

Ein Chaos von blühenden Einfällen wogt mir entgegen. Dann präsentiert mir ein Flinker bereits die Einteilung in Akte, am liebsten würden sie schon jetzt die Rollen verteilen ...

„Helfen Sie uns, Fräulein, helfen Sie uns beim Einüben ...“

„Vielleicht, wenn der Aufsatz anständig ausfällt ...“

Aufsatz! — Das ist nun zwar keine süsse Nuss. Aber auch nicht so bitter. Denn erstens ist ihnen

das Gedicht irgendwie liebgeworden und zweitens winkt ja „das Theater“ . . .

Und — ist es erlaubt, wirklich ein solches mit ihnen einzuüben?

Die Schule ist für das Leben da, nicht umgekehrt. Bei solchen gelegentlichen Dramatisierungen üben die Kinder nicht nur die Phantasie — der man Spielraum schaffen soll, genau wie andern Kräften —, sondern auch den Gemeinschaftssinn. Mit überraschender Bereitwilligkeit werden die Rollen den Geeigneten zugewiesen und von diesen angenommen. Sache des Lehrers ist es, für die Unbeschäftigten irgendwelche Aemtchen zu erfinden — Programmschreiber, Einlader usw.

Bei dieser Gelegenheit lässt sich den Kindern auch zeigen, wie man mit wenig materiellen Mitteln Schönes bieten kann. Teure Kostüme und

Bühnenvorrichtungen sind für uns entbehrlich. Notwendig aber ist vor allem: ein reines Deutsch. Dies wird den Schülern nun nicht mehr als pedantische und überflüssige Schulforderung erscheinen. Der Schmuck der Sprache wird ihnen bewusst. Mehr: sie sehen, dass er ausserhalb der vier Schulzimmerwände etwas zu bedeuten hat. Diese Wände, die noch immer als Grenze zwischen Schule und Leben gelten . . .

Sollten die Theaterpläne aber auch gar nicht ausgeführt werden, sondern bei der Anregung bleiben: Irgendwie werden sie der Erinnerung Mörikers Gedicht festhalten helfen. Und zwar nicht mit dem Beigeschmack des „zu Tode Behandelten“, sondern mit einem kleinen, stillen Leuchten, das für das Kind vielleicht ein grösserer Wert ist als der ästhetische des Gedichtes selbst.

Solothurn.

Olga Brand.

Zu Strassburg auf der Schanz*

„Bum!“ —

„Bum!“ — „Bum!“ — so kracht es dreimal von den Wällen der Festung Strassburg her mitten in die Nacht hinein. Die Einwohner fahren verstört aus dem Schlummer; die Schiffer am Rheine horchen erschreckt auf: „Was gibt's? Ist der Feind da?“ Da werden sie von andern beruhigt: „Ach nein, es ist wieder einer von den Soldaten entflohen! So ist es immer, wenn die Kanone dreimal Lärm schlägt!“ Die meisten legen sich wieder zur Ruhe und beten für den armen Kerl, dass er durchkommen möge, dass ihn die Häscher nicht finden, — sonst muss er ja sterben. Aber auf den Schanzen der Festung und in den Strassen bei den Kasernen wird's nun lebendig. Von allen Seiten eilen Wachmannschaften herbei. Erregt schreien sie einander zu: „Wer ist's? Wo ist er hin? Wer hat's zuerst entdeckt?“ Von dem Walle, der dem Rheinufer am nächsten liegt, steigt ein Offizier herunter. Er zeigt immer wieder in die Richtung des Rheins. Fackeln werden herbeigetragen. Die Verfolger teilen sich rasch in einzelne Gruppen. Rheinabwärts rennen sie; rheinaufwärts eilen andere. Signale gellen. Der arme Bursche, dem die wilde Jagd gilt, hat sich bei den dröhnenden Kanonenschlä-

gen in die Weidenbüsche am Ufer geborgen. — „Meine Flucht ist schon entdeckt und doch ist noch das grösste Hindernis zu überwinden!“ Schwarz strömt der Rhein vorbei. Der Kahn ist nicht da, den er hier zu finden hoffte. Und auf den Wellen da oben tanzt schon Fackelschein. Ja, wenn das Horn des Hirtenjungen da drüben nicht gewesen wäre! Ja, wenn die Töne ihn nicht so sehr an die heimatlichen Berge erinnert hätten. Ach, wenn nur nicht das Heimweh das Herz gar so elend gemacht hätte! Aber das Weh war nicht mehr zu ertragen gewesen; er musste fort. — Da nähern sich die Verfolger seinem Versteck. Dort schwimmt auch ein Kahn mit Fackelträgern den Strom herab. „Hilf lieber Gott! Vater, Mutter, ich komme zu euch!“ Damit wirft sich der Mann in den Strom. Das Aufglucksen des Wassers bei dem Fall des schweren Menschenkörpers ist gehört worden. Hastig dringen die nächsten heran. Der Vorderste zerteilt die Büsche: „Hier! Hierher! Hierher! Ich hab' ihn!“ Ein paar Schüsse blitzen hinter dem Flüchtling drein.

„Halt! Nicht schiessen! — Den kriegen wir so!“ Die im Kahne rudern herzu: „Wo ist er?“ „Dort! Dort! Weiter links! — Ja, dort! Seht ihr ihn? — Er kann schon nicht mehr!“ Ein anderes Boot schießt auf die Stelle zu. Die Fackeln

* Von Rudolf Streubel. Aus: Bücherschatz des Lehrers. Verlag A. W. Zickfeld.